

**Zeitschrift:** Die Berner Woche

**Band:** 31 (1941)

**Heft:** 39

**Artikel:** Die Flucht

**Autor:** Fankhauser, A.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-648523>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 30.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# DIE FLUCHT

Novelle von A. Fankhauser

Als Frau Lenina Zgraggen, Zeichnerin am Eisenbahnbüro eines Vorortes von Leningrad, von ihrer Arbeit nach Hause zurückkehrte, begegnete ihr auf der Treppe des Borgartens ein Briefträger, der mit wichtiger Miene fragte, ob ihr Mann noch nicht zu sprechen wäre. Es sei ein Brief abzugeben, ein wichtiger persönlicher Brief. Nein, er dürfe ihn nur dem Ehemann persönlich aushändigen, nicht der Ehefrau. Das sei unzulässig, und er, der Briefträger, sei dafür verantwortlich. Unterschrieben müsse der Brief sein, von Bürger Zgraggen eigenhändig. Es sei ein amtlicher Brief, und mit amtlichen Briefen sei es eine Sache . . . ein Angestellter müsse höflich aufpassen, daß ihm dabei nichts passiere. Bürger Zgraggen müsse aufs Büro kommen und vor sprechen.

Er ließ eine Weisung in den Händen der zitternden Frau Lenina, die sich zuerst weigerte, das Papier zu berühren und es schließlich doch entgegennahm. Der Briefträger schwatzte weiter. Von allerlei verloren gegangenen amtlichen Briefen, von Postboten, die beschuldigt worden waren, diese Briefe unterchlagen zu haben, in der Absicht, den Postdienst des sozialistischen Staates zu sabotieren, von Bürgern, welche die Boten absichtlich in die unangenehme Lage gebracht, von Postboten hinwiederum, die versucht hatten, die Bürger hereinzulegen, die solche Briefe hätten bekommen sollen und nicht bekamen, die infolgedessen eine Pflicht versäumten und mit der Tscheka zu tun befanden. Unaufhörlich schwatzte der Mann, trotzdem üble Gewohnheiten dieser Art aus der Mode gekommen waren und bei den staatlichen Angestellten selten mehr vorkamen.

Frau Lenina hatte sich abgewandt und an ganz andere Dinge gedacht. An die furchtbare Zeit, die sie vor vier Jahren erlebt hatte. Auch eines Briefes wegen. Und auch einer Sache wegen, die ihren Mann betroffen hatte. Aus der Schweiz war das Schreiben gekommen, von einem Verwandten ihres Mannes. Die Tscheka ließ ihren Mann, der aus der Schweiz einen Brief bekommen, abholen. „Bürger Zgraggen“, fragte der Kommissar, „wie kommen Sie dazu, solche Briefe zu erhalten?“

Ihr Mann, der seinen Schweizerpaß behalten hatte, konnte kein Konsulat anrufen und stand dem Chef, der ihn verdächtigte, ohne Schutz gegenüber. Er wäre wohl verloren gewesen ohne seine Geistesgegenwart und ohne sein freundliches Lächeln. Frau Lenina zitterte auch heute noch, wenn sie daran dachte, wie der Mann den fragenden Beamten geschildert. Wie ein Wolf sah er aus, wie ein hungriger Wolf, mit großen, fletschenden Zähnen. Aber sie mußte auch lächeln, wenn sie sich wiederholte, was der „Bürger Zgraggen, Eisenbahningenieur“, diesem Wolf geantwortet.

„Genosse“, hatte er gesagt, „der Esel in der Schweiz weiß ja nicht, was er sagt. Dem werde ich die Wahrheit über das sozialistische Vaterland schreiben . . .“

Und als in der Chef mißtrauisch beobachtete und bemerkte, daß der schweizerische Ingenieur immer noch vergnügt lächelte, wurden seine Fragen milder. Es komme doch kein Schweizer dazu, einem Bourgeois, der in der Union Arbeit habe, solche Briefe zu schreiben, wenn er nicht von Leningrad vorher Briefe mit Verleumdungen über die kommunistische Partei erhalten habe. Zufällig kannte Zgraggen einen Beamten, der ihm bestzeugte, daß aus der Stadt Lenins kein Brief an den Schreiber

in der Schweiz abgegangen sei, und nach zwei Tagen entließ man ihn mit der Warnung, keine Schreiben dieser Sorte mehr aus einem kapitalistischen Lande zu bekommen.

An diese Geschichte mußte Frau Lenina denken, wenn sie einen Brief sah, und ihr erster Blick fiel immer auf die Marken, und jedesmal, wenn sie sah, daß es russische Marken waren, atmete sie erleichtert auf.

Daß es diesmal nicht so leicht war, ruhig zu bleiben, hatte seinen Grund darin, daß der Postbote von einem amtlichen, eigenhändig abzugebenden Schreiben gesprochen. Sie wartete mit Ungeduld auf ihren Mann. Er würde gegen sechs Uhr kommen, mit der kleinen Gawriela, die er jeden Tag aus der Kinderbewahranstalt abholte. Dort hinter den Birken würden sie auftauchen, hinter den weißen Birken, die seit wenigen Tagen ihr entlaubtes Gezweige im herbstlichen Wind wiegten. Das Kind würde jauzen und sich auf den Schultern des Vaters strecken, würde mit beiden Armen winken und ihren Namen rufen. Und der Vater würde mit ihr schreien und am Ende galoppieren wie ein gutes Rosakenpferd.

Frau Lenina hielt Ausschau. Sie wurde immer ängstlicher. Der verdächtige Brief spukte in ihren Gedanken herum. Vielleicht enthielt er Drohungen, die in die Tat umgesetzt wurden, bevor Zgraggen ihn gelesen. Man war hinter den Ausländern her, hinter Deutschen und Engländern, denen man nicht traut. Amerikaner müßte man sein. Den Amerikanern trauten die Behörden immer noch mehr als den andern. Was nicht den Paß Amerikas trug, war der Sabotage und Spionage verdächtig. So war das nun einmal. Und wer weiß, sie rechneten die Schweizer zu den Deutschen, und dann war allerlei zu befürchten.

Aber gegen sechs kam der Bürger Zgraggen wirklich mit der kleinen Gawriela, tanzte wie ein wildes Pferd und freiste der Kleinen vor, als ob er finde, sie schreie nicht genug, wari selber den freien Arm in die Höhe und rief unverständliche Worte herüber, die alle im Rauschen des Windes und im Dröhnen der Radioapparate all der offenen nachbarschaftlichen Wohnungen verloren gingen.

„Was sagst du?“ fragte Lenina zuerst auf der Treppe.

„Wir gehen heute ins Theater. Es wird ein neues Stück gegeben, Lenina“, rief er und ließ das Kind auf ihre Arme gleiten.

„Du sollst mich nicht Lenina nennen . . .“ antwortete sie ärgerlich. „Lenina heiße ich nur für diese Bande, damit ich weniger verdächtig sei. Und nur du behängst mich mit dem Namen, weil's dich freut, mich wütend zu sehen.“

„Ja, Gawriela Jekaterina . . . es freut mich, dich wütend zu sehen! Du bist besonders schön, wenn du wütend bist. Du könntest einen Kommissar auf Verführungsgedanken bringen, wenn du wütend bist, so wunderschön bist du!“

Frau Lenina wurde blaß und blieb starr stehen. „Wir können heute nicht ins Theater gehen. Du mußt einen amtlichen Brief abholen. Ich habe ihn nicht bekommen . . . du mußt dafür quittieren . . .“

Der Mann streichelte die Locken des Kindes und wurde nachdenklich. „Man will mich in eine andere Abteilung versetzen, denk ich . . . und vielleicht befördern. Sie finden mich tüchtig . . .“ Er senkte die Augen und wühlte die Haare des

Kindes wie einer, der seiner Hände nicht achtet. Frau Lenina beobachtete ihn und seufzte. Also war doch etwas los, und Iwan Zgraggen wußte Dinge, die er vor ihr verschwieg, um sie nicht zu ängstigen. Darum schwieg auch sie und trug das Kind ins Haus. Er folgte ihr, machte aber plötzlich kehrt und sagte leicht hin, er werde den Brief gleich holen. Und er ging.

„Bekommst du einen Brief von Großmutter?“ plauderte die kleine Gawriela. „Fahren wir zur Großmutter? Ach ja, wir fahren, Mutterchen, wir fahren. Großmütterchen hat viele Bäume, und an den Bäumen wachsen viele süße Blümchen . . .“

Frau Lenina wartete auf ihren Mann und gab dem Kind nur zerstreute Antworten. Sie hörte seinen Schritten an, daß er keine gute Nachricht brachte. Warum rannte er nicht wie sonst? Warum stürmte er nicht die Treppe herauf? Warum schwieg er, statt zu singen? Warum schleppten seine Füße wie die eines alten Mannes?

Nun trat er ein und lächelte, blieb stehen, zuckte die Achseln und verzog die Lippen. Dann schwang er den Brief und legte ihn mit einer großen Geste auf den Tisch. „Wir werden auswandern . . .“ sagte er und atmete tief auf. „Ja . . . wir werden auswandern, du und ich und die kleine Gawriela. In die Schweiz werden wir fahren . . .“

Lenina hörte ihn sprachlos an. Sie verstand nichts; nur das schien ihr klar zu sein, daß Iwan mit seinen Worten eine Brücke über einen ungeheuren Abgrund zu spannen versuchte, in welchen sie nicht hineinsehen sollte.

„Auswandern?“ fragte sie und kaute an dem Worte herum. „Auswandern? Warum . . .? Bist du vielleicht verrückt geworden? Wir haben hier unsere Arbeit, du und ich . . . sie finden, daß du gut arbeitest und wollen dich verzeihen und befördern. Warum sollten wir auswandern?“

Iwan zuckte die Achseln. „Sie haben mich entlassen . . . sie entlassen alle Ausländer. Warum sollten sie nicht? Und warum sollten wir nicht in die Schweiz fahren? Die Schweiz ist meine Heimat und wird auch eure Heimat sein, Gawriela Jekaterina . . .“

Aber Gawriela Jekaterina Zgraggen, Tochter des Kornhändlers Serpuchow, einst eine schöne Vertreterin des geschäftetreibenden Bürgertums, dann verarmt, heute Beichnerin in einem staatlichen Eisenbahnbüro, Mutter eines Töchterchens Gawriela, seit der Revolution Lenina genannt, wollte nicht verstehen. Nein, sie würde nicht ins Ausland reisen. Die Schweiz bedeutete ihr nichts. Was war sie? Ein kleines, enges Land voller Berge, voller Menschen, die sie nicht kannte, mit einer Sprache, über die sie gelacht, wenn ihr Mann mit seinem Vater gesprochen, mit armen Leuten, die in guten Jahren kaum Kartoffeln zu essen hatten, mit reichen Leuten, die sich von den Armen erhalten ließen, wie dies in allen Ländern des Kapitalismus der Fall war . . . ja, so stand es in den russischen Zeitungen, und wenn Lenina auch von den Beamten und Bolschewiki und den Tschechisten immer nur mit Haß und Angst sprach und sie „die Bande“ nannte, soviel war in ihr Gehirn gedrungen, daß die Schweiz ein verdammt Land war, in welchem man nicht leben konnte.

„Ich komme nicht in die Schweiz“, sagte sie. „Warum soll ich in die Schweiz kommen? Ich habe meine Arbeit, und wenn du auch entlassen bist, kann ich fürs erste allein arbeiten und uns erhalten. Wir brauchen nicht mehr ins Theater zu gehen. Ich kann meinen alten Mantel tragen, und du kannst Gawriela hüten, bis sie dir wieder eine Arbeit geben. Ein halbes Jahr können wir leben, ohne daß du arbeitest, Iwan. Nein, ich fahre nicht nach der Schweiz, und du brauchst auch nicht zu fahren. Und was würde meine alte Mutter sagen, und die alte Tante Jelisaweta, und die Schwestern, und der Bruder, der in unsere Gawriela vernarrt ist wie in eine junge Käze? Nein, Wanja, du fährst nicht, und ich fahre nicht, und wir beide fahren nicht, und niemand fährt . . .“

Iwan hörte still zu und schaute durchs Fenster. Der Wind

hatte stärker zu wehen angefangen und trieb schwarze Nebel durch den weißen Himmel. Sie flogen hinter der Birkenallee vorbei wie riesige Vögel und verschwanden hinter den eingedunkelten Häuserblöcken.

„Warum sagst du nichts?“ fragte Frau Lenina. „Immer, wenn ich etwas mit dir besprechen will, schweigst du! Aber so seid ihr Schweizer. Eine geizige Gesellschaft seid ihr. Gönnt der eigenen Frau keine Worte . . . alles wollt ihr für euch behalten. Warum sagst du nicht, daß ich recht habe? Warum sagst du nicht, daß du bleiben willst? Du mußt doch gestehen, daß das ein verrückter Plan ist, zu fahren? Wie sollen wir in der Schweiz leben können?“

„Wenn sie dir die Stelle lassen, können wir hier leben!“ sagte Iwan und schlug den Blick zur Erde.

„Was sagst du?“ kreischte Lenina auf. „Dich haben sie entlassen . . . mich werden sie nicht entlassen. Ich bin eine echte Russin, keine Ausländerin. Das muß auch die Bande wissen, wenn sie schon wenig weiß. Warum machst du wieder ein Gesicht wie eine alte Eule?“

„Weil es mir zumute ist wie einer alten Eule“, sagte Iwan. „Übrigens“, fuhr er fort, „die Bande hat dir den Kopf vollgestopft mit Lügen über meine Schweizerheimat, und du hast alles geglaubt. Weißt du nicht, was mein Bruder mir geschrieben? Siebenmal besser leben sie in den Bergen als wir hier!“

Er zog aus seiner Tasche den alten Brief, den ihm die Tschechen gelassen, und breitete ihn vor sich aus. „Eine Woche Arbeit, und sie können einen Anzug kaufen . . . wir müssen ein Vierteljahr arbeiten. Zwei Tage, und sie können ein Paar Schuhe bekommen . . . wie lange hast du für deine letzten Schuhe in der Fabrik sitzen müssen?“

Frau Lenina war bleich geworden. „Wanja, du bist ein Verbrecher, ein Verrückter bist du!“ rief sie und zitterte. „Den Brief trägst du auf dir herum, der dir heimlich das Leben gekostet, und mir den Mann und Gawriela den Vater! Und du weißt doch, daß die Tschechen dir gesagt hat, warum sie uns aus dem Auslande solche Briefe schreiben! Aufheben wollen sie uns, damit wir glauben, man lebe in andern Ländern viel besser als in Rußland. Sie haben sich verschworen gegen uns und tun alles, um unsere Seelen zu vergiften und uns unwillig zu machen. Sie bereiten den Krieg vor gegen uns, aber bevor sie mit ihren Kanonen und Fliegern kommen, wollen sie unsere Herzen zerstören, damit wir keinen Mut und keinen Glauben mehr an Rußland haben . . .“

Iwan zerriß den Brief und kniete vor dem Ofen nieder. Er kannte ihn auswendig, diesen Brief, und heute, nach der Entlassung, schien es ihm besser, wenn er ihn nur im Kopf und nicht mehr in der Brieftasche herumtrug.

„Lieber, Wanja, du bist ein vernünftiger Mensch . . .“, lachte Lenina glücklich auf, reichte ihm die Streichholzschachtel und fuhr mit ihrer breiten Hand durch seine spärlichen Hinterhaupthaare. „Nur schade, daß du keinen Schopf mehr hast! Sie halten dich alle für lasterhaft, und du bist doch ein so braver Mann! So, nun brennt er, der verdammte Brief . . . nun kann ihn keiner mehr lesen!“

Iwan sah zu, wie das Papier sich wand und krümmte, legte einige dürre Reiser darüber und hörte das Knistern nachdenklich an, ohne sich um die Worte Leninas zu kümmern. Sie war eine wilde, starrköpfige, aber gute Seele. Nichts glaubte sie, nichts lernte sie, als was sie lernen mußte, und wenn ihr etwas nicht an die Kehle sprang und sie zwang, Ja zu sagen, sagte sie zu keinem Neuen ja. Sie wußte, was sie wußte, und hing am Hergebrachten mit der Treue eines guten Hundes, der für seinen Herrn das Leben läßt. Und diese Treue versperrete jedem neu Eindringenden und jeder Wandlung die Wege. Sie hatte den Kopf ihres Vaters, des Kornhändlers Serpuchow, von dem die Rede ging, er könne seine Kornwürmer teurer verkaufen als andere Händler das Korn, so zäh verteidigte er seine einmal angeseckten Preise.

(Fortsetzung folgt.)